

Nr. 14 Bydgoszcz/ Bromberg, 19. Januar 1938



(1. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Mit Sonnenglanz, zartblauem Himmel und linder Frühlingsluft grüßt ihn der nächste Tag.

Und nun geht er ihn wirklich, den Weg, den seine erwartungsfrohen Gedanken, dieser Stunde vorauseilend, während der letzten Wochen so oft schon genommen haben.

Er geht ihn langsam, mit offenen Blicken, die, wie jeder seiner festen, beschwingten Schritte, ein Grüßen sind. Dann steht er aufatmend vor dem Hause Moltkestraße 4. Nickt dem großen Schild zu, das seit Jahrzehnten hier angebracht, kurz und bündig verkündet:

Rechtsanwaltskanzlei
Dr. jur. B. Rainer

Das Laufmädchen, das ihm geöffnet und sich erst abwartend verhalten hat, meint schließlich:

„Der Herr wünschen . . .?"

„Zu Doktor Rainer . . ."

Doch das geht natürlich nicht so einfach und rasch. Zuerst muß man die Zwischenstation passieren. Sie heißt Bureauvorsteher Gödicke und wird verkörpert durch ein kleines, vertrocknetes Männchen undefinierbaren Alters mit einer stets schief gerutschten Brille auf spitzer Nase und einer spiegelnden Glatze, über deren nicht vorhandenen Scheitel die nervöse Rechte in kurzen Zeitabständen zu streichen pflegt.

„In welcher Angelegenheit, bitte?" leiert Gödicke seine Frage.

„Wiedereinbürgerung," lautet die kurze Antwort.

„Dürfte ich den Herrn dann zu Referendar Burkhardt bitten . . ."

Der Bureauvorsteher steuert mit einladender Bewegung auf Tür 3 zu.

„Nein," wehrt Helbing ab, „ich muß diese Angelegenheit unbedingt dem Chef selbst vortragen . . . oder ist er etwa bei Gericht?"

„Augenblicklich nicht, aber . . ." Gödicke wird unsicher, „vielleicht dürfte ich um den werten Namen bitten . . .?"

„van Helst . . . hier haben Sie meine Karte."

„Bitte Platz zu nehmen," Gödicke öffnet die Tür zum Wartezimmer. „Wir haben vormittags zwar wenig Parteienverkehr, aber da der Herr nicht angesagt ist, muß ich um ein wenig Geduld bitten." Das Männchen verschwindet mit einer Verbeugung.

Das hätte ja nun eigentlich anders kommen müssen, wenn sich alles so abgespielt hätte, wie Helbing sich sein überraschendes Auftauchen in der Kanzlei Rainer ausgemalt hat. Aber er will sich aus dieser Abweichung vom Programm nichts machen. Dafür wird Bernd, der große lärmende Bernd zur Verblüffung seines korrekten Bureauvorstehers jetzt mit einem Riesenhallo herbeigestürzt kommen . . . Helbing lächelt.

Aber das Lächeln erstirbt. Man läßt ihn tatsächlich warten. Fünf Minuten . . . zehn Minuten . . . Er begreift das nicht. Sieht sich ratlos in dem wohlbekannten Raum um, in dem alles genau so steht und liegt wie vor drei Jahren, als er zum letztenmal hier gewesen ist . . .

Schließlich erscheint eine Stenotypistin, einige Aktenstücke unter dem Arm, um ihn, wie einen Fremden, zum Chefzimmer zu führen. Sie öffnet ihm nach kurzem Klopfen die Tür dieses Raums und zieht sich zurück.

Helbing, etwas beklommen, geht mechanisch auf den Schreibtisch zu, der schräg an der Fensterwand steht. Auch unverändert . . .

Plötzlich bleibt er wie angewurzelt stehen.

Denn — — hier sitzt ja nicht sein Freund Bernd! . . .

Der alte, schwere Schreibtischsessel bietet den breitgewichtigen Rahmen für eine schlanke Frauengestalt in weißer Hemdbluse mit dunkelblauem Binder zum gleichfarbigen Wollrock. Ein wenig streng wirkt dieser Rahmen um eine Frauenschönheit von so ausgesprochen mädchenhaftem Reiz, daß es den Mann inmitten seiner grenzenlosen Überraschung mit Gewalt packt und seltsam ergreift... Ährenblondes, seidig glänzendes Haar ist eng um den edelgeformten Kopf gescheitelt und verknotet sich im Nacken zu einer Dolde. Schmal ist das zarte Gesicht, aus dem zwei sprechende, rehbraune Augen leuchten. Sie überstrahlen die kleine, feine Nase und den herzförmig geschnittenen Mund, dessen Lippen mit mattem Rot überhaucht sind.

Eine freundliche Geste, mit der die Frau das fassungslose Erstaunen des Besuchers abtun will, fordert diesen zum Sitzen auf.

Allein der Mann stammelt:

„Ich bitte um Entschuldigung . . . ein Mißverständnis . . . ich wollte zu Doktor Rainer . . ."

„Dann sind Sie hier schon ganz richtig." Der Wohllaut der Stimme entspricht der Anmut der Erscheinung.

„Aber der Chef der Rainerkanzlei . . ."

„Bin ich . . . Mynheer van Helst."

„Sie . . .?!"

„Jawohl . . . Rechtsanwalt Doktor juris Blandine Rainer . . ." Die Frau steht auf, reicht dem Mann die Hand und drückt den völlig Bestürzten in den Klubsessel, der neben dem Schreibtisch steht.

„Wie Sie sehen, habe ich sogar den richtigen, nämlich unbedingt mit „B" beginnenden Vornamen, Herr . . . Helbing."

„Und wissen auch sofort, wer sich unter dem „Mynheer van Helst" verbirgt . . .? Verzeihen Sie, aber das kann ich so rasch nicht fassen."

Die Frau nickt ernst und schwer.

„Wo ist Bernd?" fragt Helbing in jäh ausbrechender Angst.

„Oben . . . in der Wohnung . . ."

„Warum sitzen Sie hier an seinem Platz . . .? Was ist geschehen . . . Um Himmels willen, was ist geschehen?"

„Er ist blind . . . seit zwei Jahren schon . . . unheilbar . . ."

„O Gott," stöhnt Helbing, und sein Auge fleht die Frau an, weiterzusprechen, zu erklären.

Und sie tut es. Leise, mit Pausen zwischen den Sätzen:

„Ebensolange beinahe bin ich seine Frau ... Rechtsanwältin ... Chef der Rainerkanzlei, in der ich vordem als junge Referendarin angestellt war ... Oft sprach mein Mann von Ihnen, seinem besten Freund. Niemals aber brachte er es über sich, Ihnen Nachricht geben zu lassen von seinem Unglück ..."

In schwerer Erschütterung vernimmt Helbing die tieftraurige Geschichte. Bei einem Autounfall war Bernd Rainer so furchtbar zu Schaden gekommen, daß er das Augenlicht verlor. Nach langem, schwerem Krankenlager war er — als Blinder genesen.

„... all das namenlose, seelische Leid, das den Menschen nach dieser niederschmetternden Erkenntnis überfällt und das wir in seiner ganzen, bitteren Trostlosigkeit niemals nachfühlen können, hat Ihr Freund erleben müssen... Schließlich hat er sich so weit durchgerungen, um sein Kreuz, das Sein in ewiger Nacht, auf sich zu nehmen und über einen Weg nachzudenken, der es ihm ermöglicht, die Kanzlei, das Erbgut der Familie, dem er sich verantwortlich fühlt, weiterzuführen. Ich, die als Referendarin eingetreten war, hatte mittlerweile meinen Doktor gebaut, war Rechtsanwältin geworden und bemüht gewesen, den kranken Chef so gut als möglich zu vertreten. Es war mir geglückt. So sehr geglückt, daß Doktor Bernd Rainer mir den Vorschlag offizieller Übernahme und Leitung der Kanzlei machte. Über den Weg einer Heirat, als Formalität gedacht. Ich bin gern darauf eingegangen ... habe damit meine Existenz in dieser wirtschaftlich schweren Zeit begründet und meinem Leben Inhalt gegeben ... Durch seine hochqualifizierte interne Mitarbeit unterstützt mein Mann meine Tätigkeit als Chef dieser großen Kanzlei, deren alter, guter Ruf sich in diesen zwei Jahren durch neue, nicht unbedeutende Erfolge erweitern und erhärten ließ ..."

Ruhig und sachlich hat die mädchenhafte Frau zum Schluß gesprochen. So, als berichte sie das Schicksal Dritter.

Aber Helbing kann da nicht so einfach mit. Seine verstörte Miene verrät es.

„Ich bringe Sie nicht früher zu Bernd, Herr Helbing, ehe Sie nicht völlig gefaßt sind und all das in sich verarbeitet haben, was jetzt mit so grausamer Plötzlichkeit auf Sie eingestürmt ist ... Ebenso muß ich auch meinen Mann entsprechend auf die Begegnung mit Ihnen vorbereiten. Nichts darf ihn mehr unerwartet treffen ..."

Das Läuten des Telephons auf ihrem Schreibtisch unterbricht Blandine. Sie spricht in die Muschel, gibt ihre Anweisungen, trifft Verfügungen, macht dabei Notizen auf einem Schreibblock, ist ungeachtet des eben geführten, aufwühlenden Gesprächs vollkommen bei der Sache, ruhig und bestimmt.

„Entschuldigen Sie," wendet sie sich nach beendetem Telephonat an Helbing.

„Ich möchte Sie jetzt auch nicht mehr länger aufhalten, gnädige Frau ..."

„Bitte, nicht diese Anrede," fällt sie ihm ins Wort, „ich höre sie nicht gerne und darf dies Ihnen gegenüber wohl auch gleich offen sagen."

„Gewiß ... Frau Doktor."

„Schön, Herr Helbing ... und kommen Sie doch bitte abends ... zu Tisch ... gleich in die Wohnung ..."

„Gern ..."

*

Franz Helbing hat Wort gehalten. Gefaßt und gesammelt ist er dem Freunde gegenübergetreten, der seit seiner Erblindung doppelt hellhörig und feinfühlig geworden ist. Es ist ihm gelungen, sein heißes Mitleid in innere Wärme menschlicher Teilnahme zu kleiden und damit dem übersensitiven Blinden eine Brücke zu bauen, darauf die Freunde zueinander finden konnten — beinahe wie in früheren Zeiten.

Das Abendessen in dem großen, in altdeutschem Stil gehaltenen Speisezimmer ist beendet.

Helbing hatte dabei wiederholt Gelegenheit gehabt, die Geschicklichkeit des Blinden anzustaunen. Sie ist durch die Gewandtheit des aufwartenden Dieners ermöglicht worden, der wiederum von kurzen Blicken der Hausfrau fast unmerklich angeleitet worden war. Ein flüchtiger Beobachter hätte kaum bemerkt, daß der eine der speisenden Herren ein Blinder war.

Denn auch die grüne Brille, die Bernd Rainer trägt, ist nicht sonderlich auffallend. Ungezwungen ist die Haltung seiner stattlichen Gestalt. Sicher sind die Bewegungen seiner schmalen weißen Hände, die in ihrer müden Resignation — mehr als das etwas maskenhaft starre Gesicht des Mannes — tapfer getragenes Leid verraten.

Man spricht bewußt und absichtlich nur von Helbing; von seiner Zeit auf Java; von seinen jetzigen Berliner Plänen ... Mit Interesse und Verständnis stellt die Frau des Hauses Fragen, gibt Anregungen, äußert ihre Ansicht ... Sie ist es, die in selbstverständlicher, unaufdringlicher Form die Art der Unterhaltung lenkt.

Wohl versteht Helbing ihre Absicht, die Befangenheit bannen will, solange noch Gefahr dafür besteht. Sein dankbarer, bewundernder Blick sucht sie, die in derselben puritanischen Kleidung, in der sie in der Kanzlei amtierte, auch zu Tisch sitzt.

Warum hat sie sich nicht umgezogen? muß er denken. Warum trägt sie nichts Frohes, Heiteres, Gefälliges an diesem sonnigen Frühlingstag? Seine stummen Betrachtungen werden unterbrochen.

„Den Kaffee nehmen wir in der Loggia," hebt Blandine die Tafel auf.

Gleichzeitig reckt Lord sich hoch, ein Prachtexemplar der jetzt seltenen reinen Bernhardinerrasse, der ruhig zu Bernds Füßen gelegen hatte. Schmeichelnd vergräbt der Blinde seine Hand in das weiche Fell des Hundes, der seinen Herrn zu dem glasüberdeckten und mit blühenden Topfpflanzen ausgeschmückten Erker geleitet, daß dies gar nicht nach „Führen", sondern vielmehr wie ein Miteinandergehen aussieht.

„Kaffee ist etwas sehr Schönes, Dina," meint Bernd, „wie wäre es aber heute mit einem Glas Sekt zu Ehren des lieben Heimkehrers?"

„Ein guter Gedanke, Bernd. Emil wird gleich eine Flasche bringen. Sie mag auch gleichzeitig mich vertreten, die ich bitte, mich für den Rest des Abends zu entschuldigen."

„Du willst dich schon zurückziehen, Dina?"

„Ja ... ich möchte noch ein wenig Akten wälzen. Du weißt doch, morgen beim Termin Lippolt wird es hart auf hart gehen."

„Freilich. Aber du wirst es schon schaffen, du tüchtigste aller Rechtsanwälte und Doktores B. Rainer, die es je gegeben hat."

„Hoffentlich, Bernd ... Also, meine Herren, ich wünsche noch ein recht schönes Plauderstündchen und ... auf morgen!"

„Gute Nacht, Dina."

„Vielen Dank, Frau Doktor."

Blandine zwingt Helbings Auge mit festem Blick, darin er deutlich die Mahnung liest: Ich hoffe, ich kann mich jetzt schon auf dich verlassen und ruhig gehen!

Der Mann nickt und drückt fest die zarte Frauenhand.

Dann sind die Freunde allein ...

„Daß du diese Frau hast ..." beginnt Helbing rasch, um alsbald verwirrt zu stocken.

„Das ist sicherlich ein großes Glück im Unglück," vollendet der Blinde ruhig.

Der eintretende Diener, der den Sekt in die Gläser füllt, überhebt Helbing einer weiteren Entgegnung.

Stumm stoßen die Freunde miteinander an.

Dann sagt Helbing:

„Bernd, du und dieses Haus hier ... das ist und bleibt doch der Inbegriff der Heimat für mich ..."

„Hast dir aber diese Heimkehr anders gedacht, mein Lieber —"

„Das wohl ... obgleich ich dadurch wiederum fühle, daß mich die Heimat brauchen, daß ich ihr von Nutzen sein kann, daß ich jetzt die Möglichkeit habe, zu vergelten, nachdem ich sonst immer nur der Nehmende gewesen war ..."

„Ach, Franz ... dort, wo die stärksten Empfindungen des Herzens sprechen, soll man nicht ängstlich Geben und Nehmen gegeneinander abwägen ... ich nehme jedenfalls dankbar das Geschenk deiner treuen, alten und nun wieder neu erstandenen Freundschaft an ..." Der Blinde tastet nach des andern Hand. „Wie gut, daß du gekommen bist. Durch dich wird meine Finsternis erhellt ..." Mit durstigen Zügen leert er sein Glas. Dann lehnt er sich erschöpft zurück. Mit dem übersteigerten Feingefühl des Blinden empfindet er die aufkommenden Besorgnisse des Freundes. Lächelnd wehrt er ihnen:

„Hab keine Angst, daß die Erregung mir geschadet haben könnte! Diese Aussprache mußte sein. Sie hat mir wohlgetan, mich erleichtert. Ich danke es Dina sehr, daß sie in ihrem sichern Taktgefühl uns diese Gelegenheit dazu gab."

Und wiederum drängt es sich über Helbings Lippen:

„Daß du diese Frau hast, Bernd . . ." und wiederum vermag er nicht den Satz zu Ende zu sprechen.

Und wiederum bestätigt der Blinde ruhig und gelassen:

„Sie ist ein ebenso kluges Geschöpf wie vornehm in ihrer Denkungsweise. Die harte, entbehrungsreiche Jugend einer Vollwaise hat sie früh gereift . . . Sie war Referendarin in meiner Kanzlei . . ."

„Ich weiß . . . ich weiß . . ." unterbricht ihn Helbing, „sie hat es mir heute schon selbst erzählt." Alles in ihm sträubt sich dagegen, den nackten Tatsachenbericht über diese sonderbare Ehe nochmals und jetzt aus des Freundes Mund zu vernehmen. Er lenkt ab: „Deine Frau geht in ihrem Beruf auf . . ."

„Ja . . . er erfüllt sie ganz und gar. Die Erfolge ihres Könnens sind ihr solch freudvolle Genugtuung, daß ich mir mit gutem Gewissen sagen kann, ihr mit diesem Wirkungskreis, meinem Namen und meinem Reichtum ebensoviel gegeben zu haben, als ich an Gegenleistung von ihr annehme."

(Fortsetzung folgt.)

Mars ohne Venus.

Eine Karnevalsgeschichte von **Franz Heinrich Pohl.**

Die Anziehungskraft der heiteren Lagunenstadt, deren märchenhafte Reize uns noch heute entzücken, war jahrhundertelang am stärksten zur Karnevalszeit. Dann gab es bei Tag und bei Nacht in Palästen, auf Plätzen und Wasserstraßen rauschende, farbenfrohe Feste, bei denen großzügige Maskenfreiheit herrschte und auf denen sich die vornehme Jugend aller Länder, galante Frauen und kühne Abenteurer in Venedig einfanden.

Unter den Gästen des Karnevals im Jahr 1687 waren auch viele deutsche und österreichische Offiziere, die sich von den Anstrengungen des Türkenkrieges, aus dem sie als Sieger heimgekehrt waren, erholen wollten. Der „Türkenlouis", der dreißigjährige Feldmarschall Markgraf Ludwig von Baden, hatte seinen Vetter, den Generalfeldwachtmeister Prinzen Eugen von Savoyen, mitgebracht. Der erst vierundzwanzigjährige, aber schon durch kriegerische Taten berühmte Prinz war der Einladung seines Vetters weniger wegen der zu erwartenden Abenteuer gefolgt, als wegen der venezianischen Kunstschätze.

Eines frühen Abends hatte sich Prinz Eugen von seinen lustigen Kameraden getrennt und in der Nähe der Prokuratien Aufstellung genommen. Von dort aus konnte er das bnutbewegte Treiben zwischen Markuskirche und Campanile in Ruhe betrachten. Beim silbernen Glanz des Mondlichts und dem düsterroten Schein der Fackeln bot die Menge in ihren vielfarbigen Kostümen und schwarzen Gesichtsmasken ein Bild, wie es keine Phantasie sich abenteuerlicher ausmalen konnte. Der Prinz, den jahrelang die Schrecken des Krieges umgeben hatten, fühlte sich wie verzaubert. Er fuhr unwillig auf, als ein älterer schwarzgekleideter Mann auf ihn zutrat und ihn mit einer tiefen Verbeugung begrüßte.

„Gnädigster Herr", sagte der in unterwürfigem Ton, „Ihr liebt die schönen Künste und könnt Euch, wie man hört, nicht sattsehen an den Werken unserer Meister. Wenn Ihr mir folgen wollet, so könnten Euer Gnaden die herrlichsten Gemälde von Giorgione, Tizian, Tintoretto besichtigen!"

„Wo kann ich die Gemälde sehen?" fragte Eugen eifrig.

„Euer Gnaden brauchen nur mit mir zu gehen", wiederholte der Bote.

Prinz Eugen zögerte keinen Augenblick, dem Unbekannten, der keine weiteren Auskünfte geben wollte, zu folgen, in der stillen Hoffnung, ein gutes Bild durch günstige Gelegenheit wohlfeil erwerben zu können. Am Canale Grande bestiegen beide eine bereitstehende Gondel, deren prächtige Ausschmückung auf einen vornehmen Besitzer schließen ließ. Nach kurzer Fahrt auf dem von zahllosen Gondeln belebten Fluß lenkte der Barkenführer sein Fahrzeug in einen Seitenkanal. Lautlos glitt die Gondel dahin, mit dem matten Licht ihrer Laterne gespenstige Lichter auf das kaum bewegte schwarze Wasser malend. Hin und wieder huschte ein vermummtes Pärchen durch die schmale Seitengasse, blickten Masken von einem Brückenbogen herab. Aus manchem der zu beiden Seiten des Kanals aufragenden Paläste drangen Musik und heiterer Lärm in die nächtliche Stille — dort feierte man Karnevalsfeste.

An einem hohen Gebäude hielt das Fahrzeug, der Gondoliere warf ein Seil um den buntbemalten Pfahl, Prinz Eugen stieg die feuchten Stufen hinauf und betrat das Haus, dessen schweres Tor sich knarrend vor ihm öffnete. Eine hübsche, schwarzäugige Zofe nahm Eugen lächelnd in Empfang und bat ihn einzutreten.

„Wem gehört das Haus? Wer wird mich empfangen?" fragte der junge General.

„Ihr seid im Palazzo Foscarini, gnädiger Herr. Donna Julia erwartet Euch!"

Verwundert schritt Eugen durch mehrere Räume, deren kostbare Ausschmückung mit persischen Teppichen, herrlichen Statuen und Gemälden von Reichtum und Geschmack der Besitzer zeugte. Schließlich öffnete das Kammermädchen die Tür zu einem großen Saal und verschwand.

Überrascht blieb der Prinz stehen. In einem breiten Sessel lehnte eine schöne Frau. Mit ihrem rosenfarbenen, mit goldenen Stickereien versehenen Rock, dem seidenen, spitzenbesetzten Mieder und dem von rotblonden Haaren umrahmten feingeschnittenen weißen Gesicht erinnerte die Gestalt den Besucher an die Frauenbildnisse der großen Venezianer. Die Dame musterte den Prinzen aufmerksam, und unverkennbar spiegelte sich Enttäuschung in ihren schönen Zügen. So hatte sie sich wohl den berühmten jungen General nicht vorgestellt: klein, mit magerem häßlichem Gesicht, in dem nur die großen schwarzen Augen schön waren. Doch schnell hatte sich Donna Julia gefaßt und bat den Prinzen, Platz zu nehmen.

„Verzeiht mir, Prinz", bat sie lächelnd, daß ich Euch durch eine List hierher gelockt habe. Aber ich wollte den berühmten jungen Türkensieger kennen lernen, von dem man erzählt, daß er nur Bilder, aber keine Frauen liebe."

Prinz Eugen, der den anfänglichen Ärger über den Scherz, dem er zum Opfer gefallen war, überwunden hatte, blickte die schöne Frau an. „Seh' ich wie ein Mann aus, den die Frauen lieben, Donna Julia?" fragte er offen. Julia Foscarinis Entgegnung kam er zuvor. „Ich habe auch keine Zeit gehabt, mich um Frauen zu kümmern", fuhr er fort. Durch die Abenteuerlichkeit der Stunde beredt geworden, erzählte er, wie sein Vater wenige Jahre nach seiner Geburt im Kriege gefallen war, wie seine Mutter durch Hofintrigen Vermögen und Stellung verloren hatte und er bettelarm, wenn auch mit berühmtem Namen, in das österreichische Heer eingetreten war. Kunst und Wissenschaft hätten ihn aber ebenso wie das Kriegshandwerk von Kindheit an begeistert.

Donna Julia hörte aufmerksam zu, sie ließ Wein und Früchte auftragen und mußte sich bald gestehen, daß sie wohl noch keinen so häßlichen, aber auch noch keinen so eigenartigen und geistvollen Kavalier neben sich gehabt hatte.

Als Prinz Eugen schließlich aufstand und sich verabschieden wollte, legte ihm Donna Julia die Hand auf den Arm.

„Nun sollen Sie auch noch die Bilder von Giorgione, Tizian, Palma Vecchio und anderen großen Meistern sehen!" Sie führte den ehrfürchtig staunenden Prinzen durch eine Gemäldesammlung, die zu den schönsten Venedigs gehörte. Vor einem Bild Tintorettos, „Mars, Venus und Amor", blieb Julia stehen, blickte den Prinzen lächelnd an und sagte zu einem Diener, den sie herbeigerufen hatte:

„Nimm das Bild herab und trag es in die Wohnung seiner Gnaden!" —

Als Eugen einige Tage später freudestrahlend seinem Vetter, dem „Türkenlouis", das auf so romantische Weise erworbene Bild zeigte, lachte Markgraf Ludwig: „Dich, Eugen, hätte Tintoretto als Mars ohne Venus gemalt!"

Die Jubiläumsflasche.

Eine weinselige Geschichte von Bruno Wolfgang.

Mit der Weinflasche des Herrn Kruger hatte es eine eigene Bewandtnis. Sie war ein altes Familienerbstück und sicherlich das Feinste, was Herr Kruger in seinem bürgerlichen Haushalt besaß. Sie lag jahraus, jahrein im Keller, halb in Sand vergraben, und immer zum Geburtstag wurde sie hervorgeholt und der versammelten Familie gezeigt. Es war eine dickbauchige, grünliche Flasche. Auf dem von Feuchtigkeit zernagten Etikett stand kaum lesbar: „Lacrimae Christi“, der Kork war luftdicht versiegelt und der Hals mit Spinnweben bedeckt.

„Sollen wir, oder sollen wir nicht?“ sagte Herr Kruger mit einem lüsternen Augenzwinkern.

Aber er wußte im voraus, daß weder er noch sonst jemand in der Familie das Herz gehabt hätte, einen so köstlichen Wein auszutrinken und dann nichts mehr zu haben, was einen über gewöhnliche Sterbliche hinaushob.

Die Flasche war weit über hundert Jahre alt. Schon der Vater Herrn Krugers hatte sich nie entschließen können, sie auszutrinken. Das „Sollen wir, oder sollen wir nicht?“ gehörte zu den Jugenderinnerungen Krugers bis in die früheste Kinderzeit. Der Vater hatte sie wieder von Onkel Eduard bekommen, der ein Bankier in Graz gewesen war. Dieser hatte sie von seinem Vater, einem Arzt, und dieser wieder von dem Großvater, dessen Vater ein Seefahrer gewesen war und die Flasche aus Italien mitgebracht hatte.

Die Jahre vergingen. Es war schon recht einsam im Hause geworden. Der Sohn war nach Amerika ausgewandert und ließ nur selten etwas von sich hören. Die Tochter war in Böhmen an einen fanatischen Antialkoholiker verheiratet. Nur ein alter Freund, der Professor Grill, kam hier und da zum Besuch. Der sechzigste Geburtstag Herrn Krugers stand vor der Tür. Nach alter Gewohnheit wurde die Flasche hervorgeholt. „Sollen wir, oder sollen wir nicht?“ blinzelte Herr Kruger seine Frau an. Diesmal war die Frage ernster gemeint als sonst. Vieles hatte sich in der Welt geändert. Vieles, was unerschütterlich schien, war gestürzt. Was sollte noch die Flasche in dieser veränderten Welt? Für wen sollte sie noch aufbewahrt werden?

„Weg damit!“ rief Herr Kruger mit plötzlichem Entschluß. Seine Frau stimmte nach kurzem Zögern zu. Sie beschlossen noch, zur Geburtstagsfeier den Freund, Professor Grill, einzuladen.

Nach dem Geburtstagsessen wurde die Flasche feierlich eingeholt, wie ein Fahne. Behutsam wische Herr Grill die Spinnweben und den Staub ab. Dann stellte er sie einen Augenblick zur Bewunderung auf den Tisch. Allen war ein wenig feierlich zu Mute. An den Wänden der guten Stube hingen die Bilder aller Vorfahren Herrn Krugers, durch deren Hände diese Flasche gegangen war. Sie schienen voll Ernst und Würde an dem Schicksal der Flasche teilzunehmen. Herr Kruger kratzte das Siegel ab, setzte den Korkzieher an und zog.

Lautlos glitt der Kork aus dem Flaschenhals. Im nächsten Augenblick gluckste das kostbare Naß in das Glas.

Aber immer länger wurden die Gesichter. Der hundertjährige Wein sah gewöhnlichem Wasser ähnlich.

Nach der ersten Kostprobe gab es dann keinen Zweifel mehr: in der Flasche war nichts als Wasser. Voll Bestürzung entschuldigte sich der Hausherr bei seinem Gast. Der Pofessor lächelte fein und sagte:

„Daß sich ein guter Wein hundert Jahre halten kann, ohne getrunken zu werden, ist an sich schon unnatürlich, um nicht zu sagen unmenschlich. Aber daß von deinen Vorfahren keiner auf den guten Gedanken gekommen sein sollte, den Wein auszutrinken und durch Wasser zu ersetzen, würde mich wundern. Am ehesten würde ich die Sache deinem Ur-Onkel, dem Bankier, zutrauen. Durch den Umgang mit Geld erwirbt man Menschenkenntnis. Er wußte, daß der Augenblick des Trinkens nur ein flüchtiger Genuß ist, während die vermeintliche Weinflasche im Keller ein wirkliches Glück bedeutet. Vielleicht siebzig Jahre lang hat die Weinflasche eurer Familie die Freude eines kostbaren Besitzes gewährt. Der kleine Augenblick der Enttäuschung fällt dagegen gar nicht ins Gewicht. Ich möchte deshalb vorschlagen, daß wir die ehrwürdige Flasche neuerlich mit Wasser füllen und sie zur Freude künftiger Generationen weiterhin aufbewahren.“

Anfangs schien dieser Gedanke Herrn Kruger in höchstem Grade verwerflich.

Dann aber fand er Gefallen an der Idee. Er füllte die Flasche mit Wasser, verkorkte und versiegelte sie wieder und hüllte sie abermals in Spinnweben und Staub. Noch immer konnte er sich nicht entschließen, die Flasche einem der wenigen noch lebenden Verwandten zu schenken, und er bewahrte sie daher in seinem Keller auf, bis zu seinem Tode.

Dann ging die Flasche an seine alkoholfreie Tochter über und fand dort im Keller ein ruhiges Plätzchen. Sie schenkte die Flasche ihm Sohn, und dieser hob den kostbaren Wein auf für seine goldene Hochzeit. So ging von der Flasche wieder Glück aus für viele Generationen. Und so ist es bei vielen Dingen, an welche die Menschen ihr Herz hängen. Wer das Glück lange bewahren will, möge sich an seinem Besitz erfreuen. Nach dem Inhalt soll er nicht fragen.



Bunte Chronik



Einer der im Grabe sitzen wollte.

Auf einem Sessel sitzend begraben zu werden, das war der letzte Wille des schwerreichen 73jährigen Lazar Kurtowitsch, eines exzentrischen Greises in Belgrad, der soeben gestorben ist. Er war sehr bekannt geworden als der Bräutigam von dreißig jungen Mädchen, von denen er jedoch keines geheiratet hat. Jeder, der mit überspannten Ideen zu ihm kam, konnte seiner Unterstützung mit reichlichen Mitteln sicher sein. Seine Tätigkeit in dieser Richtung nahm eine solche Ausdehnung an, daß seine Verwandten einen Prozeß gegen ihn anstrengten, um ihn entmündigen zu lassen. Die kundigsten Anwälte wurden aufgeboten, aber Kurtowitsch hat das Ende des Prozesses und den Sieg, von dem er felsenfest überzeugt war, nicht mehr erlebt. Er hatte sich auch einen Sarg bauen lassen, der ein großer, in einem Gehäuse eingeschlossener Sessel war. Die Arbeiten daran überwachte er persönlich, und er ließ einige Verstecke im Innern anbringen, die er mit Zigaretten und Zündhölzern anfüllte; außerdem brachte er darin Photographien seiner ersten Braut unter. Dieser Sesselsarg sollte in eine Grube in einer Kirche gebracht werden, die ausdrücklich dafür in griechisch-orthodoxem Stil mit einem Fußboden aus Glas erbaut worden war. Die Verwandten haben es aber durchgesetzt, daß dieser letzte Wille des Verstorbenen nicht befolgt wurde; man hat ihn in einem Metallsarg beigesetzt, in dem die Verwandten ihn für alle Zeiten sicher verwahrt zu haben glauben.



Lustige Ecke





Vorsteher der Wetterwarte: „Unsere heutige Wettervorhersage gefällt mir nicht recht. Die Katze wäscht sich hinterm Ohr, und das bedeutet Regen!“

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg